

### Damals - Heute - Morgen

„Wir schaffen das!“ – Diese Aussage von Bundeskanzlerin Angela Merkel polarisiert seit 2015 den bundesdeutschen Umgang mit der sogenannten Flüchtlingskrise. Vor allem weil das vermeintliche Versprechen nicht nur die Erstversorgung von Geflüchteten einschließt, die allein aus humanitären Gründen von vielen unterstützt wird, sondern den politischen Willen zur langfristigen Integration enthält. Es geht also nicht nur um Hilfe, sondern um die Öffnung der Gesellschaft für Menschen aus einem anderen Kulturkreis. Daraus folgende Grundsatzfragen sind heute im öffentlichen Diskurs – national wie international – omnipräsent: Wie wollen wir als Gesellschaft mit Fremden umgehen? Und wie viele MigrantInnen „verträgt“ eine Gesellschaft und unter welchen Bedingungen? Die gesellschaftlichen Aushandlungsprozesse über Formen des „Deutseins“ – durch die auch Fragen der Integration und Assimilierung verhandelt wurden –, traten seit der Gründung der Nationalstaaten im 19. Jahrhundert in Krisensituationen stets wieder im öffentlichen Diskurs auf. Symptom dafür ist damals wie heute das Erstarken radikaler politischer Positionen, die über populistische Aussagen mit ihren inhaltlichen Verkürzungen AnhängerInnen finden. Der Grund hierfür liegt in einem Potpourri diffuser Ängste und Ressentiments, die vielfach – ganz gleich, ob sie sich auf die Vergabe von Wohnungen und Arbeitsplätzen oder die ideelle wie auch finanzielle Unterstützung durch den Staat beziehen – in Befürchtungen vor persönlichen Verlusten oder in Neid wurzeln. Wohin eine solche Entwicklung führen kann, erkennen wir an der deutschen Geschichte nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933. Die jüdische Bevölkerung wurde zunehmend und systematisch ausgegrenzt, entrechtet und schließlich vernichtet. Die Geschichtswissenschaft hat innerhalb des sogenannten Historikerstreits in den 1980er Jahren um die Feststellung gerungen, dass der Nationalsozialismus mit seiner Vernichtungsideologie in der Geschichte *singulär* sei. In Bezug auf die Ausmaße und die Radikalität des Völkermords lässt sich dieser Position folgen. Für die Anerkennung der nationalsozialistischen Verbrechen und die historisch-politische Bildung bleibt diese Feststellung essentiell. Keinesfalls kann singulär jedoch bedeuten, dass eine derartige Entwicklung auf politischer, ideologischer und gesellschaftlicher Ebene nicht erneut entstehen kann. Es liegt

daher in der Verantwortung der Gegenwart, die entsprechenden Weichen für die Zukunft zu stellen. Der Blick in die Vergangenheit kann dabei behilflich sein.

Eine isolierte Betrachtung allein des Nationalsozialismus‘ birgt jedoch die Gefahr, dass die personellen und ideengeschichtlichen Kontinuitäten aus Wilhelminischem Kaiserreich und Weimarer Republik und damit die langen geschichtlichen Linien bis in die Bundesrepublik hinein aus dem Blick geraten.<sup>1</sup> Die systematische Ausgrenzung der Juden begann nicht im Januar 1933. Dieser Band beleuchtet verschiedene Facetten aus der Vorgeschichte und zeigt die Zunahme fremdenfeindlicher Positionen und ihre Auswirkungen auf Politik, Verwaltung und Gesellschaft.

### Osteuropäische Juden in Baden

Das Thema dieses Bandes, die Wahrnehmung und das Leben von osteuropäischen Juden in den Anfangsjahren der Republik Baden (1918–1923), lenkt den Blick auf ein in der Historiografie weitgehend marginalisiertes Kapitel, das keineswegs nur als eine Vorgeschichte zum Nationalsozialismus verstanden werden sollte.<sup>2</sup> Seit den 1880er Jahren wurde die jüdische Bevölkerung in Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa in mehreren Pogromwellen bedroht, vertrieben und vielfach ermordet. Seitdem kamen kontinuierlich geflüchtete osteuropäische Juden nach Westeuropa, in die USA und nach Palästina. Und seitdem wurde auch in der deutschen Öffentlichkeit über „die Ostjudenfrage“ bzw. „das Ostjudenproblem“ gestritten.

Jüdische MigrantInnen aus dem Osten Europas sind in den 1920er Jahren eine schwer zu fassende Gruppe: Schätzungen des Migrationshistorikers Jochen Oltmer zufolge lebten 1914 im Deutschen Reich etwa 81.000 osteuropäische Juden. Nach den Pogromen und den Fluchtbewegungen am Ende des Ersten Weltkriegs waren es laut Volksbefragung 1925 etwa 86.000, also insgesamt „nur“ rund 5.000 Menschen mehr.<sup>3</sup> Und das obwohl zwischen 1914 und 1921 rund 100.000 osteuropäische Juden zugewandert sein sollen.<sup>4</sup> Dieser Befund spricht dafür, dass viele osteuropäische Juden in diesem Zeitraum gekommen *und* wieder gegangen sind. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung lag 1925 bei verschwindend geringen

1 Vgl. Kundrus, Birthe/Steinbacher, Sybille (Hrsg.): Kontinuitäten und Diskontinuitäten. Der Nationalsozialismus in der Geschichte des 20. Jahrhunderts (Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus, Bd. 29), Göttingen 2013.

2 Grundlegend zum Thema: Maurer, Trude: Ostjuden in Deutschland, 1918–1933, Hamburg 1986; Oltmer, Jochen: Migration und Politik in der Weimarer Republik, Göttingen 2005; Reinecke, Christiane: Grenzen der Freizügigkeit. Migrationskontrolle in Großbritannien und Deutschland, 1880–1930, München 2010; Heizmann, Kristina: Fremd in der Fremde. Die Geschichte des Flüchtlings in Großbritannien und Deutschland, 1880–1925, Konstanz 2015, online unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:352-0-294538> (18.9.2016).

3 Vgl. Oltmer: Migration und Politik in der Weimarer Republik, S. 258.

4 Vgl. ebd., Anm. 154.

0,14%.<sup>5</sup> *Malte Rebren* skizziert in seinem Beitrag die Fluchtursachen und die Stereotype, die hinter dem Begriff des „Ostjuden“ steckten. Für die Geflüchteten hatte die jüdische Wohlfahrt eine besondere Bedeutung – vor allem in der Zeit der Ankunft in einem fremden Land. Aufgaben und Entwicklung der Wohlfahrt widmet sich *Axel-Wolfgang Kabl* in seinem Artikel.

Mit der Ankunft der Geflüchteten nahmen auch die antisemitischen Positionen in den öffentlichen Debatten größeren Raum ein, wie *Sebastian Horn* am Beispiel des radikalen Heidelberger Antisemiten und Privatdozenten *Arnold Ruge* zeigt. Der Einfluss dieser Minderheit auf die Debatten in der deutschen Öffentlichkeit war auch darüber hinaus groß: Die politischen Lager stritten auf allen Ebenen für und gegen die „Einwanderung aus dem Osten“: Im Parlament, wie *Ann-Katrin Hinz* an den Beispielen des Reichstags und des Badischen Landtags aufzeigt, in der Presse, die *Linus Maletz* untersucht, und speziell auch in innerjüdischen Diskursen in der deutsch-jüdischen Presse, denen sich *Julia Schneider* widmet. Dabei finden sich durchaus auch prominente Fürsprecher, wie der damalige Berliner Professor *Albert Einstein*, dessen Plädoyer gegen die Ausweisung von osteuropäischen Juden wir im Band zusammen mit einer Einleitung von *Julia Schneider* abgedruckt haben. All diese Artikel vereinen Perspektiven auf die Frage, aus welchen Gründen diese MigrantInnen „unerwünscht“ waren. Wie starr die Kriterien dafür waren, wer „nützlich“ oder „lästig“ war, zeigt sich auch an den Einbürgerungsversuchen, die *Laura Moser* untersucht. Dass dieses Denken aber keine deutsche Besonderheit war, zeigt *Aurélie Audeval*, die in ihrem Gastbeitrag die internationale Dimension des Begriffs „unerwünscht“ vorstellt.

Der unsichere Aufenthaltsstatus der Geflüchteten ging einher mit der ständigen Bedrohung durch eine mögliche Ausweisung. *Jasper Theodor Kauth* gibt einen Einblick in das Fremdenrecht der Weimarer Zeit und zeigt auf, dass sich darin ein letzter Rest „Polizeistaat“ erhalten hat. Auf politischer Ebene wurden seit 1919 von den rechten Parteien und Verbänden konsequente Ab- und Ausweisungen von osteuropäischen Juden gefordert. In Preußen und Bayern wurden 1920 sogar erste „Konzentrationslager“ für abzuschiebende Ausländer eingerichtet, denen sich *Fabian Promutico* widmet. Zu den Hintergründen dieser Debatten zählten auch diffuse Ängste vor bolschewistischer Spionage in Deutschland. Einen solchen Fall eines ausgewiesenen vermeintlichen Spions stellt *Jasper Theodor Kauth* mit dem Fall *Isaak Nouhim* vor. Abschließend weitet *Nils Steffen* die Perspektive und zeigt am Fall *Leopold Elter*, dass Migrationsbiografien in vielen Fällen nicht auf einzelne Migrationserfahrungen zu beschränken sind. Außerdem gibt er einen Einblick in die Werkstatt des Historikers.

Alle AutorInnen haben sich auf die Suche nach badischen Fallbeispielen begeben – aufgrund der zum Teil schwierigen Quellenlage hatten manche von ihnen

5 Vgl. Heid, Ludger: Nur wenige fühlten sich ihnen verwandt, in: Die Zeit vom 3.4.1987.

größeren Erfolg als andere. Zugleich war es der Anspruch aller Beteiligten, sich von einer rein regionalen Perspektive zu lösen und die gefundenen Beispiele zusätzlich in die reichsweiten Entwicklungen einzubetten und die Ergebnisse zusammen mit ausgewählten Quellen zu veröffentlichen. Nach ersten Archiv-recherchen ergaben sich daraus interessante Arbeitshypothesen, die viele BeiträgerInnen verfolgten. Beispielsweise lässt sich die viel beschworene „Liberalität“ Badens nur im Vergleich zum politischen Vorgehen anderer Länder prüfen. Im Hinblick auf die Radikalität der Debatten, die Konsequenz der Ausweisungen und die Härte bei Einbürgerungsversuchen zeigen die Ergebnisse des Bandes, dass die badische Politik in der Tat weniger fremdenfeindlich agierte als andere Länder. Dies hatte sicherlich auch damit zu tun, dass Baden kein primäres Ziel der Geflüchteten war und die grenznahen östlichen Länder des Deutschen Reichs mit wesentlich höheren Geflüchtetenzahlen umzugehen hatten. Im Projektseminar haben wir über die heutige Verwendung des Begriffs „Ostjuden“ gesprochen und uns darauf geeinigt, dass wir ihn in diesem Band verwenden wollen, wenn wir die zeitgenössische, aufgeladene Bedeutung mit den damit verbundenen Stereotypen meinen – das *Image*. Ansonsten folgen wir der neueren Forschung, die zumeist von osteuropäischen Juden spricht und damit genau genommen Jüdinnen und Juden aus Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa meint.<sup>6</sup>

### Bild - Image - Stereotyp

Im Zentrum zeitgenössischer Debatten steht häufig die Charakterisierung der MigrantInnen: Wer sind „Ostjuden“? Wie sehen sie aus und welche Eigenschaften haben sie? Inwiefern sind sie den Deutschen ähnlich oder fremd? Die Versuche der Verortung im Selbst- und Fremdbild führte – wie auch heute – zu einer pauschalierenden Wahrnehmung der Geflüchteten: „Ostjuden“ kleideten sich anders, sprachen anders, kamen aus ghettotoartigen Shtetln, waren schlecht gebildet – kurz: Sie waren in jeglicher Hinsicht fremd. Man kann sich die Frage stellen, ob solche Selbst- und Fremdwahrnehmungen nicht ein „Element einer universellen Grammatik menschlicher Kommunikation“ sind, wie es jüngst der Kommunikationswissenschaftler Wolfgang R. Langenbucher getan hat.<sup>7</sup>

In diesem Band geht es implizit immer um *Bilder* – und zwar im übertragenen Sinne. Es geht um die Bilder in den Köpfen, um die Vorstellungen von „Ostjuden“, um ihr *Image*. Das zeigt auch schon das gewählte Cover, auf dem eine Collage von Zeichnungen des jüdischen Künstlers Hermann Struck (1876–1944) zu finden ist. Diese Zeichnungen veröffentlichte er 1920 in einem gemeinsamen Band mit Texten des jüdischen Schriftstellers Arnold Zweig (1887–1968) unter

6 Vgl. Oltmer: Migration und Politik in der Weimarer Republik, S. 223.

7 Langenbucher, Wolfgang R., Rezension zu: Martina Thiele: Medien und Stereotype. Konturen eines Forschungsfeldes, Bielefeld 2015, in: rezensionen:kommunikation:medien, 27.7.2016, online unter: <http://www.rkm-journal.de/archives/18973> (18.9.2016).

dem Titel „Das ostjüdische Antlitz“.<sup>8</sup> Beide waren am Ende des Ersten Weltkriegs an der Ostfront stationiert und erlebten dort die Lebenswirklichkeit der osteuropäischen Juden. Texte und Zeichnungen greifen zeitgenössische Bilder auf, versuchen beim Leser jedoch Verständnis und Empathie für „Ostjuden“ zu wecken. Zweigs zum Teil vehementer publizistischer Einsatz für die Geflüchteten spielt auch in diesem Band eine Rolle.<sup>9</sup>

Doch was sind Stereotype? Der Psychologe Reinhold Bergler definiert Stereotype als „verfestigte, vereinfachte, gefühlsgesättigte, dynamische, ganzheitlich strukturierte Systeme zur Bewältigung allgemeiner, aber auch spezieller Situationen personaler wie apersonaler Art, in der ständig begegnenden Welt, denen die objektive, notwendig empirische Begründung mangelt“.<sup>10</sup> Diese wissenschaftliche Definition verweist in ihrer prägnanten Kürze auf vier maßgebliche Dimensionen des Begriffs: (1) Stereotype reduzieren Komplexitäten und vereinfachen die Sachlage auf Schlagworte. (2) Sie sind emotional aufgeladen und verändern sich parallel zur emotionalen Lage. (3) Stereotype sind nicht argumentativ und empirisch belegt, dennoch dienen sie (4) bestimmten Zwecken, wie der Selbst- und Fremdverordnung in der eigenen Gegenwart. Ähnliche Begriffe wie Bild/Image, Vorurteile, Feindbild und Diskriminierungen werden außerhalb des fachwissenschaftlichen Diskurses vielfach synonym verwendet.

Stereotype erschließen sich aber nicht allein durch eine Spiegelung der Ansichten von Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft. Sie haben auch einen großen Einfluss auf die betroffenen Menschen. Wollen wir die Perspektive wechseln und danach fragen, wie osteuropäische Juden auf die deutsche Mehrheitsgesellschaft blickten, stehen wir vor einem grundlegenden Problem: Wir haben kaum Quellen. In der archivalischen Überlieferung finden wir nur wenige Egodokumente, und diese bestehen vielfach aus der Korrespondenz mit den Behörden. Sie geben daher weniger über die Situation, die Probleme und Emotionen der Betroffenen Aufschluss, als vielmehr über deren Vorstellungen darüber, mit welchen Argumenten ihr Ersuchen erfolgreich sein könnte. So zeigen beispielsweise die Einbürgerungsanträge von Jakob Neger, wie von Antrag zu Antrag sein Wissen um die Einbürgerungskriterien wächst und er diese deutlich betont.<sup>11</sup>

### Historische Quellen auf der Bühne? Ein Lehrprojekt

Dieser Band ist das Ergebnis eines Lehrprojektes an der Professur für Angewandte Geschichtswissenschaft – Public History der Universität Heidelberg. In

8 Vgl. Struck, Hermann/Zweig, Arnold: Das ostjüdische Antlitz. Mit fünfzig Steinzeichnungen, Berlin 1920.

9 Siehe dazu den Artikel von Julia Schneider in diesem Band.

10 Bergler, Reinhold: Psychologie stereotyper Systeme. Ein Beitrag zur Sozial- und Entwicklungspsychologie, Bern u.a. 1966, S. 100.

11 Siehe hierzu den Artikel von Laura Moser in diesem Band.

Kooperation mit der Theaterwerkstatt Heidelberg haben die Studierenden des Projektes nicht nur eigene Forschungsfragen bearbeitet und ihre Ergebnisse mit diesem Buch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, sondern mit der Unterstützung von Wolfgang G. Schmidt und Babette Steinkrüger Ideen entwickelt, wie sich die gefundenen Quellen auf der Bühne inszenieren lassen. *Cord Arendes* reflektiert einleitend gegenwärtige Zugänge und Chancen in der Kooperation zwischen Public History und Theater. Die szenische Lesung unseres Projektes wird in fünf Aufführungen im Oktober 2016 zu sehen sein.<sup>12</sup>

Die Idee, Ergebnisse studentischer Forschung mit den Mitteln des Theaters zu inszenieren und so einer breiten Öffentlichkeit im Format der szenischen Lesung zugänglich zu machen, stammt aus Bremen: Seit 2007 bringt Eva Schöck-Quinteros mit ihrem Team unter dem Titel „Aus den Akten auf die Bühne“ erfolgreich Themen der Regionalgeschichte auf die Bühne. Das Format hat sich in der Region fest etabliert und wurde bereits national wie international ausgezeichnet.<sup>13</sup> Szenische Lesungen zur Vermittlung archivalischer Quellen zu nutzen, hat in den vergangenen Jahren an Bedeutung zugenommen.<sup>14</sup>

Unser Projekt ist wesentlich vielschichtiger angelegt, als dieser Band oder die szenische Lesung es erwarten lassen: *Erstens* ist es ein Beitrag zum Forschenden Lernen. Studierende werden zu ForscherInnen und bearbeiten ihre eigenen Fragestellungen selbstständig und eigenverantwortlich. Dabei geht es nicht nur darum, das Archiv als Labor der HistorikerInnen zu entdecken, einen kompletten Forschungsprozess von der Ideenfindung bis zur Publikation der Ergebnisse zu durchlaufen und – hoffentlich – die Befriedigung zu erfahren, nicht nur „für die Schublade“ oder die Credit Points gearbeitet zu haben. Es geht vielmehr darum, Räume im engen Curriculum des Studiengangs Geschichte zu schaffen, um sich auszuprobieren und gegebenenfalls auch um zu scheitern. Scheitern ist eine wesentliche Erfahrung im wissenschaftlichen Prozess. Gerade als HistorikerInnen finden wir aufgrund der Quellenlage häufig keine Antworten auf die Fragen, die uns heute bewegen. Viele Studierende machen zudem die Erfahrung, dass sie sich für Themen und Inhalte begeistern können, aber dies nicht zwingend bedeutet, dass man in der Lage ist (oder in die Lage versetzt wird), eigene Erkenntnisse in Form eines Aufsatzes zu veröffentlichen. Das Projekt bietet daher

12 Eine nachhaltige Nutzung der Inszenierung soll durch eine später veröffentlichte DVD gesichert werden.

13 Zur Konzeption der Projektreihe siehe <http://www.sprechende-akten.de> sowie Schöck-Quinteros, Eva/Steffen, Nils: „Aus den Akten auf die Bühne“ – Studierende erforschen „Eine Stadt im Krieg“. Ein geschichtswissenschaftliches Crossover-Projekt zwischen Forschung, Lehre und Theater, in: *Forschendes Lernen im Profil einer Universität*. Beispiele aus der Universität Bremen, hrsg. v. Ludwig Huber u.a., Bielefeld 2013, S. 195–209.

14 Aus Archivperspektive siehe hierzu Dauks, Sigrid: „Aus den Akten auf die Bühne“. Inszenierungen in der archivalischen Bildungsarbeit (*Historische Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit*, Bd. 2), Berlin 2010.

Raum für diese manchmal ambivalenten, aber essentiellen Erfahrungen. Für die meisten Studierenden war dies zugleich die erste Veröffentlichung.

*Zweitens* ist das Projekt ein Versuchsfeld der Public History: Geschichte findet schon lange nicht mehr nur im vielzitierten Elfenbeinturm statt. Im Grunde genommen fand sie nie nur dort statt. Die Notwendigkeit als (universitäre) HistorikerInnen, Geschichte in Öffentlichkeiten zu vermitteln, um das eigene Dasein zu legitimieren, trifft jedoch seit Jahren auf ein stetig steigendes Interesse des Publikums. Die Kooperation mit dem Theater führt uns HistorikerInnen aus dem Elfenbeinturm heraus auf einen Marktplatz – einen Ort, an dem wir neue Ideen und Sichtweisen entdecken und mit anderen verhandeln können.<sup>15</sup> Gerade dieser Aushandlungsprozess macht ein solches Kooperationsprojekt so fruchtbar für die Geschichtswissenschaft, denn wir werden dazu gebracht, wissenschaftliche Standards oder Traditionen in der Vermittlung zu hinterfragen. So standen im gemeinsamen Arbeitsprozess immer wieder grundlegende Fragen zur Diskussion: Wie sehr dürfen wir historische Quellen kürzen, damit sie noch auf der Bühne wirken, aber die historische Komplexität nicht verloren geht? Dürfen wir die Quellen so montieren, dass die ZuschauerInnen – im deutlichen Gegensatz zu jeder wissenschaftlichen Studie – emotional berührt werden? Ermöglicht das, was wir auf der Bühne als „authentische“ Geschichte präsentieren, tatsächlich einen ungetrübten Blick in die Zeit der Weimarer Republik? Oder handelt es sich nicht viel mehr um eine Sichtweise aus dem Jahr 2016, die durch unsere tagespolitische Situationen mit der „Flüchtlingskrise“, dem erstarken populistischer Parteien und ihren Forderungen nach Grenzsicherungen und Internierungslagern eine klare Blickweise auf die Vergangenheit vorgibt? Als WissenschaftlerInnen müssen wir unseren Anspruch auf Objektivität von Zeit zu Zeit hinterfragen und sollten einsehen, dass auch wir Kinder unserer Zeit sind und sich dies in unserer Arbeit widerspiegelt.

Folglich greift das Projekt *drittens* eine grundlegende Bedeutung der Geschichtswissenschaft für die Gegenwart auf. Jüngst formulierte der Historiker und Geschichtstheoretiker Jörn Rüsen treffend: „Geschichte ist eine bedeutungsvolle Wechselbeziehung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Sie fußt auf der Erfahrung von Vergangenheit, deren Interpretation die Gegenwart verständlich macht, und öffnet eine Perspektive für die Zukunft.“<sup>16</sup> Keinesfalls kann es also Ziel der Geschichtswissenschaft und schon gar nicht der Public History sein, der Geschichte einen Gegenwartsbezug zu geben. Die Bedeutung von Geschichte fußt auf der gegenteiligen Annahme, dass die Gegenwart einen Ver-

15 Vgl. Arendes, Cord: Public History und Wissensorte, in: Public History Weekly 4 (2016), 30, online unter: <https://public-history-weekly.degruyter.com/> (18.9.2016)

16 Rüsen, Jörn: Post-ismus. Die Geisteswissenschaften, ver-rückt durch ihre Trends, in: Public History Weekly 4 (2016), 27, online unter: <http://dx.doi.org/10.1515/phw-2016-6895> (18.9.2016).

gangenheitsbezug benötigt. Wir verstehen gegenwärtige Entwicklungen – auch mit Blick auf die „Flüchtlingskrise“ und ihre Folgen – besser, wenn wir den Vergleich suchen. Meinungen, Positionen und Entwicklungen der Vergangenheit erweitern unsere Wahrnehmung der Gegenwart und können uns dabei behilflich sein, Weichenstellungen für die Zukunft zu ermöglichen.

Ein solches Projekt wäre nicht möglich ohne eine Vielzahl an UnterstützerInnen. Wir danken dem Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg, das unser Projekt im Rahmen des „Innovationsfonds Kunst“ gefördert hat. Ohne diese finanzielle Förderung wären der Band und die Lesung in Zusammenarbeit mit der Theaterwerkstatt Heidelberg nicht möglich gewesen. Ein besonders herzlicher Dank geht an Wolfgang G. Schmidt und Babette Steinkrüger von der Theaterwerkstatt, die nicht nur mit sensibler Hand und großer Leidenschaft die szenische Lesung aus vielen hundert Seiten Quellenmaterial destilliert und inszeniert haben, sondern dabei auch noch einen engen und vertrauensvollen Austausch mit den Studierenden gesucht und gefunden haben. Die umfangreiche Unterstützung der Archive hat wesentlich zum Erfolg der Arbeit beigetragen. Besonders bedanken wir uns bei Martin Stingl (Generallandesarchiv Karlsruhe), Jürgen Schuhladen-Krämer (Stadtarchiv Karlsruhe) und dem Team des Universitätsarchivs Heidelberg, die den Studierenden stets mit Rat und Tat zur Seite standen. Unterstützung erhielten wir in der Abschlussphase dieses Bandes von Moritz Hoffmann, Juliane Hoheisel, Anna Mamzer und Eva Schöck-Quinteros, die mit geübtem Auge bei der Endredaktion der Beiträge halfen. Alle Projektstudierenden haben über Monate hinweg weit mehr geleistet, als die Credit Points in ihren Zeugnissen ausweisen werden. Ohne ein solches Engagement und Durchhaltevermögen wäre dieser Band nicht zustande gekommen. Danke! Besonders herauszuheben sind Laura Moser und Jasper Theodor Kauth, die zugleich als Hilfskräfte das Projekt begleiteten und unermüdlich das Unmögliche möglich machten – in den letzten Tagen vor Drucklegung wortwörtlich Tag und Nacht. Schließlich danken wir auch Marcel Polak und seiner Familie für das Vertrauen, das sie uns bei der Aufarbeitung ihrer Familiengeschichte entgegengebracht haben.

*Heidelberg, September 2016  
Nils Steffen & Cord Arendes*